

wurde. Schliesslich nahm die Behandlung der sogenannten Mischlinge und Mischehen einen breiten Raum in der Diskussion ein. In Betracht gezogen wurde die Zwangssterilisierung derjenigen Personen, denen man den weiteren Aufenthalt in ihrer Heimat gestatten wollte, während man für die Mischehen über die Möglichkeit einer Zwangsscheidung debattierte. Es waren Vorhaben, die auf späteren Konferenzen weiterdiskutiert wurden und die sich in der geplanten Form als undurchführbar erwiesen.

Allgemeine Zufriedenheit

Heydrich konnte nach der ca. zweistündigen Konferenz mit der Reaktion seiner Gäste auf die vorgetragenen Pläne zufrieden sein, sie war für ihn kooperativ ausgefallen. Nicht einmal das Ostministerium hatte seine Beschwerden wiederholt. Dr. Lange war umsonst nach Berlin gerufen worden. Der Chef der RSHA trank zusammen mit Gestapo-Müller und Eichmann am Kamin hinterher seinen Kognak und rauchte, was Eichmann unvergesslich blieb. Aber auch der Judenreferent des RSHA war zufrieden. Rückblickend zog er 1961 in Jerusalem in seiner Rechtfertigung folgende Bilanz: »... am Ergebnis der Wannseekonferenz, in dem Augenblick hatte ich eine Art Pilatus'sche Zufriedenheit in mir verspürt, denn ich fühlte mich bar jeder Schuld. Hier auf der Wannseekonferenz befahlen die Päpste, ich hatte zu gehorchen, und daran dachte ich in den kommenden Jahren.«

So unreflektiert einfach war das, auch im Jahre 1961. Genauso einfach wie für viele andere, die schossen, quälten, vergasteten. Über die Deportationszüge, die zum gleichen Zeitpunkt im Januar 1942 aus Deutschland bei 30 Grad Kälte nach dem Osten fuhren, zum Teil mit ungeheizten Waggons, so dass z. B. am Zielort Riga die Mehrzahl eines über 1000 Personen zählenden Transportes erfroren ankam, darüber sprach man nicht. Es waren Insassen eines Altersheimes, und der überlebende Rest brauchte, wie es in einer Nachkriegsaussage hiess, »nur über die Hecke geworfen« zu werden. Daran dachten die Herren in Berlin-Wannsee wohl kaum, denn »wo gehobelt wird, da fallen Späne« war ein geflügeltes Wort im Gestapohauptquartier.

Die Teilnehmer der Wannseekonferenz dürften ähnlich empfunden haben. Sie nahmen zustimmend vom grössten Mordprogramm der modernen Geschichte Kenntnis,

stellten Zusatzforderungen und fügten, natürlich »nur« im Rahmen ihrer Zuständigkeiten, Ergänzungen hinzu. Nach 1945 hatten die befragten überlebenden Teilnehmer der monströsen Besprechung angeblich so ziemlich alles »vergessen«. Ihre »Zuständigkeit« auf engem Gebiet dürfte für sie dann das Eichmannsche Pilatusgefühl gewesen sein.

In der historischen Erörterung der letzten Jahrzehnte sind die Vorgänge um die Wannseekonferenz, die sehr eng mit den Grundsatzentscheidungen über die Entwicklungsphasen der Endlösung zusammenhängen, zumeist recht fragmentarisch behandelt worden. Im Zusammenhang mit den abenteuerlichen Vermutungen des englischen Schriftstellers David Irving auf diesem Gebiet waren diese Vorgänge sogar Ausgangspunkt zu mehr oder minder spekulativen Erörterungen. Konfrontiert man jedoch die Entwicklung z. B. in Berlin mit dem tatsächlichen Vollzug der Verdrängungs- und Tötungsaktionen, kommt man den grundsätzlichen Entscheidungsabläufen, über die dokumentarisches Material zum Teil fehlt, wesentlich näher. Die Wannseekonferenz vor vierzig Jahren, die stattfand, als die entscheidenden Beschlüsse schon gefasst und ihre Realisierung bereits im Gange war, bildete den abschliessenden Vorgang in diesem Entwicklungsprozess.

¹ Dazu bringen wir folgende statistische Feststellung von 1933 und vom 1. 4. 1982:

Im Deutschen Reich, innerhalb der Grenzen von 1933, wohnte etwa eine halbe Million Juden. Am 1. April 1982 waren bei den jüdischen Landesverbänden und Gemeinden in der Bundesrepublik Deutschland und Westberlin 28 374 Mitglieder registriert. Diese statistischen Feststellungen geben in knapper Form die Wirkungen des nationalsozialistischen Judenmordes wieder. Die grösste Gemeinde ist zur Zeit Berlin mit 6 507 Mitgliedern. Es folgt der Landesverband Bayern mit München 5 410, Frankfurt 4 908, Nordrhein mit Düsseldorf 2 859, Landesverband Hessen 1 688, Hamburg 1 415, Baden 1 317, Köln 1 276, Westfalen 764, Württemberg 697, Rheinland-Pfalz 568, Niedersachsen 542, Saar 264, Bremen 159.

Aus: Alexander Ginsburg: »Am Vorabend der Ratstagung«, d. i. die Jahresversammlung des Zentralrats der Juden in Deutschland, in: Jüdischer Pressedienst. Informationen des Zentralrats der Juden in Deutschland, Nr. 4, Düsseldorf, Juni 1982, S. 1.

10 Gedichte als Zeugnisse der Menschenwürde

Lyrik aus den nationalsozialistischen Konzentrationslagern*

»Dieses Volk wird mit dem Staube verglichen und wird mit den Sternen verglichen: sinkt es, so ist es bis in den Staub gesunken, erhebt es sich, so hat es sich bis zu den Sternen erhoben.« Talmudtraktat Megilla, 16a

In ihren 1963 veröffentlichten Aufzeichnungen »Wohin denn ich« hält Marie Luise Kaschnitz eine Erinnerung an Tage in Mailand fest, wo sie mit Bekannten in einer Cafeteria der Galleria Vittorio Emanuele Gespräche geführt hat: »Ein ... Tischgenosse zog eine Zeitung heraus, in der von einer Ausstellung von Kinderzeichnungen berichtet wurde. Die Zeichnungen waren in Theresienstadt entstanden, der Lehrer, der den Kindern Papier und Buntstifte verschafft hatte, war für diese Liebestat ermordet

worden, auch die Kinder waren eines nach dem andern ermordet worden, nur ihre ungelungenen Darstellungen von gezackten Mauern, von Galgen, Särgen und Stiefelmännern, aber auch von Karussells, Kinderrollern und Apfelbäumen waren noch da ...« Die Autorin gesteht im Rückblick ihr Erschrecken über diese Notiz und bedenkt, »dass wir, du und ich, während dieser Zeit lebten, uns liebten und glücklich waren ...«

1959 hatte Hanna Volavkova (Státní Židovské Museum, Prag) eine Anthologie herausgegeben: »Kinderzeichnungen und Gedichte aus Theresienstadt 1941–1944¹« – eine Sammlung unter vielen, die vor und nach ihrer Publikation erschienen sind, die aber hauptsächlich Gedichte von

* Mit freundlicher Genehmigung der Redaktion der »Orientierung« und der Verfasserin entnommen aus: »Orientierung«. Katholische Blätter für weltanschauliche Information (46/6), Zürich, 31. 3. 1982, S. 65–68.

¹ Vgl. dazu: Kinderzeichnungen und Gedichte aus Theresienstadt, 1942–1944, hg. vom Verlag Nakaladatel'ski Orbis (Jüdisches Stadtmuseum in Prag) 1962, s. in: FrRu XV/1964, S. 151 f.

Erwachsenen mitgeteilt haben, entstanden in den Vernichtungslagern der NS-Zeit. Unweigerlich denkt man an den Ausspruch *Theodor W. Adornos*, Gedichte nach Auschwitz zu schreiben, bedeute Barbarei. Gegenüber dieser Auffassung, die sich zäh behauptet hat, wäre zu erwägen, dass immerhin in Auschwitz Gedichte geschrieben worden sind.

Lyrik – gegen den Tod geschrieben

Was bedeutet es, an einem Ort wie Auschwitz Gedichte zu schreiben? Eine Antwort gibt die Lyrikerin *Rose Ausländer*, wenn sie auf ihre Jahre des Untergrunds in einem Kellerversteck des Czernowitzer Judenghettos zurückblickt: »... und während wir den Tod erwarteten, wohnten manche von uns in Traumworten. Schreiben war Leben. Überleben.«

Alle diese Gedichte aus den »Wohnungen des Todes« sind in der denkbar extremsten Grenzsituation menschlicher Existenz entstanden: in unmittelbarer Todesnähe, ausweglos konfrontiert mit dem schrecklichsten der Schrecken. Vorausgegangen waren Verhaftung und Deportation, die Ankunft an einem unbekannten Ort und die blitzartige Erkenntnis, ausgeliefert zu sein; die Abgabe aller persönlichen Effekten und die Umwandlung in die Lagernummer X, dann die zwangsweise Eingewöhnung in den KZ-Alltag mit jenen Schikanen, die die Individualität des Häftlings systematisch auszulöschen und ihm das Gefühl personaler Würde zu nehmen suchten. Viele der Gefangenen lassen sich zermürben; andere wehren sich dagegen, spüren in sich noch einen letzten starken Rest von Selbstbehauptung. Schreiben ist eine dieser Möglichkeiten des Widerstands. Das Gedicht drängt sich hier als Form geradezu auf, weil es ein geringes handwerkliches Instrumentarium benötigt und Bedeutsames auf kleinstem Raum auszusagen vermag. Und hier, angesichts der entsetzlichen Vernichtung, steigert sich Lyrik zu ihrer letztmöglichen Bedeutung: Sie gewinnt lebensrettende Kraft, indem sie den Autor und seine erste Leserschaft im KZ zwar nicht vor dem physischen Tod bewahrt, aber beiden die Gewissheit vermittelt, dass sie noch immer geist- und gefühlsbegabte Wesen inmitten der infernalischen Maschinerie geblieben sind, dass die organisierte Entwürdigung noch nicht perfekt läuft, sondern vor einem winzigen Stück Unversehrbarkeit kapitulieren muss. In diesem Sinn ist das KZ-Gedicht letzte Provokation der Opfer gegenüber den Verfolgern, letzte Verweigerung.

Wohl kaum eine Leserschaft bzw. Hörerschaft hat je dem Gedicht eine solch intensive Aufmerksamkeit entgegengebracht wie an diesen Orten der »Endlösung«. Texte wurden in fliegender Hast weitergeschmuggelt, bis sie die Empfänger erreichten. »Wir waren alle sehr gerührt. Eine von uns weinte, eine andere ballte leidenschaftlich die Faust, alle baten einstimmig um den Text. Wir wollten das Gedicht auswendig lernen.« So schreibt die polnische Schauspielerin *Maria Zerembska* in ihrem Vorwort zu den in Auschwitz entstandenen Gedichten ihrer Mitgefangenen, der polnischen Jüdin *Krystyna Zywluska* (Warschau 1951). Und sie fährt fort: »Wir warteten auf diese Gedichte und betrachteten sie als unseren Besitz. Wer nicht geschlagen worden ist, nicht »eine Nummer« war, wer zwölf Stunden am Tag nicht gehört hat, dass er eine »Polensau« und ein »Haufen Scheisse« sei, wird es vielleicht nicht ganz verstehen, was für uns damals die Gedichte bedeuteten und warum wir sie so liebten ... *Krystyna Zywluskas* Gedichte wurden in Auschwitz geschrieben, ungefähr zehn Meter vom Krematorium entfernt. Während sie dort in der Effektenkammer den ganzen Tag arbeitete, hatte sie ununterbrochen Hunderttausende von Menschen vor Augen, die in den Tod gingen. Sie hörte

das Jammern aus der Gaskammer, und der Rauch der verbrannten Opfer biss in ihren Augen. Ihre Gedichte waren der einzige Ausdruck der Auflehnung, den sich ihre Seele in einer solchen Situation leisten konnte ... Indem wir die Gedichte vortrugen und schmuggelten, war es so, als ob wir an dieser Auflehnung teilnahmen ...«

Das sind die Konturen der Leidens- und Todeslandschaft, in der die folgenden Gedichte entstanden sind. Bei ihren Autoren handelt es sich wohl zumeist um jüdische KZ-Gefangene (ich konnte die Glaubenszugehörigkeit nicht in allen Fällen zweifelsfrei feststellen), die sich vor der Verhaftung fast immer schon schriftstellerisch betätigt haben. Die einzelnen Texte sind in der vorliegenden Anthologie (»An den Wind geschrieben«, Lyrik der Freiheit, Gedichte der Jahre 1933–1945. Gesammelt und eingeleitet von *Manfred Schlösser*. Agora-Verlag, Darmstadt 1960^{1a}) oft erstmals abgedruckt worden und manchmal auf Umwegen in die Hand des Verlegers gelangt; sie stellen eine Auswahl dar, die sich vorab an thematischen Kriterien orientiert.²

Verzweiflung und Tapferkeit

Manche Texte sind zuerst und vor allem von der Verzweiflung diktiert, von der geheim wütenden Beschreibung all dessen, was sich vor den Augen der Verfasser täglich abgespielt hat:

Sie gehen ihres Weges mit müdem Schritt,
Der Hunger, der Hunger, der Hunger geht mit.
Er wühlt im Leib und zehrt am Gebein
Und gräbt sich tief in das Antlitz hinein.
Und was den Menschen adelt und ehrt,
Der Hunger, der Hunger, der Hunger zerstört.

Dies sind die Anfangszeilen des Gedichts »Die Hungernen« von *Ilse Weber*. 1903 war sie, die ausgebildete Kindergärtnerin, in Mährisch-Ostrau geboren worden, hatte vor dem Krieg jüdische Märchenbücher und Kindergeschichten veröffentlicht. 1942 wurde sie mit ihrer Familie nach Theresienstadt verschleppt, wo sie ihre Gedichte schrieb; 1944 folgte sie ihrem Mann nach Auschwitz und starb den Tod in der Gaskammer.

Hoffnungslosigkeit spricht sich im Gedicht »Der Kamin« der damals dreizehnjährigen Wienerin *Ruth Klueger* aus, geschrieben 1944 im KZ Auschwitz (die Autorin überlebte und wanderte 1947 in die USA aus; weitere Angaben liegen nicht vor):

Täglich hinter den Baracken
Seh' ich Rauch und Feuer stehn,
Jude, beuge deinen Nacken,
Keiner hier kann dem entgehn.
Siehst du in dem Rauche nicht
Ein verzerrtes Angesicht?
Ruft es nicht voll Spott und Hohn:
Fünf Millionen berg' ich schon.
Auschwitz liegt in seiner Hand –
Alles, alles wird verbrannt.

Täglich hinterm Stacheldraht
Steigt die Sonne purpurn auf.
Doch ihr Licht wirkt öd und fad,
Bricht die andere Flamme auf.
Denn das warme Lebenslicht
Gilt in Auschwitz längst schon nicht.
Blick zur roten Flamme hin,

^{1a} Vgl. dazu in: FrRu XIII, S. 106.

² Beispiele für KZ-Lyrik finden sich in zahlreichen Anthologien der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre. Als eine der jüngeren Publikationen sei erwähnt: *Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Vernichtung in poetischen Zeugnissen*. Hg. von *Bernd Jentzsch*. Kindler-Verlag, München 1979.

Einzig wahr ist der Kamin.
Auschwitz liegt in seiner Hand –
Alles, alles wird verbrannt.

Ähnlich äussert sich der einige Jahre ältere *Pavel Friedmann* (geboren 1921 in Prag, 1944 in Auschwitz ermordet) in seinem Gedicht »Der Schmetterling«, das 1942 in Theresienstadt als Reaktion auf die Kinderzeichnung eines Schmetterlings entstanden ist:

Der letzte wars, der aller allerletzte
der satt und bitter blendend grelle
vielleicht wenn eine Sonnenträne
irgendwo auf weissem Stein erklingt
so war das Gelb
und trug sich schwebend in die Höhe
er stieg gewiss
gewiss wollt' küssen er dort meine letzte Welt
Und sieben Wochen leb ich da
gettoisiert
hier fanden mich die Meinen
mich ruft der Löwenzahn
und auch der weisse Zweig im Hof auf der Kastanie
doch einen Schmetterling hab ich hier nicht gesehen
das war gewiss der allerletzte
denn Schmetterlinge leben nicht im Getto³.

Die Niederschriften versuchen hier vor allem, das Grauen zu fassen – an und für sich ein unmögliches Unterfangen –, aber auch einen Raum auszusparen, wo der Autor eine Atempause lang Mensch sein kann. – Zieht man weitere Gedichte heran, so ist die Spannweite beträchtlich: hier Verzweiflung, dort religiöse Verankerung auch in der Extremsituation, hier fatalistische Ergebenheit, dort beinahe leidenschaftliche Liebe zum jüdischen Schicksal. *Bruno König*, ein 1900 in Prag geborener Beamter, der 1942 nach Theresienstadt verschleppt und 1944 im KZ Kauferring ermordet worden ist, hinterlässt dieses 1943 in Sonettform geschriebene Gedicht mit den Schlussterzetzen:

In grauen Staub versickert unsre Klage,
Von Heim und Welt getrennt durch Steingemäuer.
Zu leicht befunden auf des Schicksals Waage,
Verbüssen wir in diesem Fegefeuer
Die kargen Reste unsrer bangen Tage
Und zahlen dem Jahrhundert unsre Steuer.

Solcher Müdigkeit steht die Vitalität einer *Gertrud Kantorowicz* gegenüber, die der messianischen Zuversicht des gläubigen Judentums entspringt (diese hat u. a. auch ein Lied wie die jiddische Hymne der jüdischen Partisanen im Warschauer Ghetto-Aufstand ermöglicht: »Sog nischt kejn mol as du geist dem letstn Weg... / Sag nie, du gehst den allerletzten Weg...«). Gertrud Kantorowicz war 1876 in Posen geboren worden, hatte Kunstgeschichte, Philosophie und Archäologie studiert und u. a. 1942 versucht, mit drei älteren Damen die Schweizer Grenze zu überschreiten; dabei wurde sie verhaftet und nach Theresienstadt gebracht, wo sie noch als Pflegerin gewirkt hat, jedoch an Entkräftung im April 1945 gestorben ist, nachdem die SS bereits abgezogen war. Die beinahe Siebzigjährige beginnt dieses 1943 in Theresienstadt geschriebene Gedicht »Amor fati III« mit unglaublicher Lebendigkeit trotz allem:

Sei wach den Stimmen die von ringsher tönen
Dem Augenblicke lerne Dich versöhnen:
Echo der Frühe tönt sein Tritt – ihn krönen
Künftge Gesichte – dunkle und die schönen –
Und führen Dich die reichen kühnen Pfade
Alles ist Hier und Jetzt und alles Gnade.

– Gestrüpp um Deinen Fuss? – Er biegt es gerade
Gehend im schmalen Strahl vom Sonnenrade.
Aus Nebeln Hände? – Dein Griff weiss den Rat
Der Sumpf bleibt links. Was tot um Leben bat
Versinkt. Wo sich Finger krümmt zur Saat
Den müdesten labt Ähre noch und Mahd.
Alles ist Tat! Auch Musse auch der Traum –
Du liegst im Gras schaut durch den runden Baum
Sonne und Mond zugleich im blauen Raum
O Erde trächtiger Rausch von Saum zu Saum.

»Aber dort hinten ist Licht«

»Amor fati«, »Liebe zum Schicksal«, ist eine der tragenden Tugenden des religiösen Judentums. Die im KZ Auschwitz 1943 ermordete Dichterin *Gertrud Kolmar*⁴ legte dafür in einem ihrer Briefe, zwei Monate vor ihrem Tod, ein ergreifendes Bekenntnis ab: »So will ich auch unter mein Schicksal treten... Wenn ich es schon nicht kenne: Ich habe es im voraus bejaht, mich ihm im voraus gestellt, und damit weiss ich, dass es mich nicht erdrücken wird...«

Ein Trostgedicht ist *Henri Sternbergs* »Der Weg«. Geboren 1905 in Berlin, erhielt der jüdische Autor 1933 Schreibverbot. Alle seine Familienangehörigen wurden in Auschwitz, Riga, Buchenwald umgebracht; er selbst stand im KZ Theresienstadt trotz schwerer Erkrankung die Jahre bis 1945 durch und fand hier, wohl aus starker religiöser Überzeugung schöpfend, einen Durchgang zum Licht:

Ich schreite einen Weg
Voll von Dornen und Steinen.
Führt denn kein Steg
Über den Strom von Tränen,
Über die Flut von Sehnen?
Gibt es denn keinen?

Aber dort hinten ist Licht,
Strahlendes Funkeln.
Lange, ach, sahst du es nicht,
Wie sich im Aufwärtsschreiten
Vor mir die Wege nun weiten
Hinaus aus dem Dunkeln?
Das ist der Weg zur Dir,
Ihn muss ich gehn.
Vergangenes lass ich hier,
Aber als besseres Wesen
Von Menschheit und Irrtum genesen,
Werd ich vor Dir stehn.

Das Gedicht von *Kurt Kapper*, »Sonett von Theresienstadt«, spiegelt eine solche Religiosität gleichsam profaner. Statt des betenden Anrufs an ein göttliches Du zitiert der Autor (geboren 1899 in Prag, 1945 in Auschwitz umgebracht) die Gestirne:

Und Nacht und Tag, und Tag und Nacht,
Sie gleiten über unsre Häupter hin,
Zusammenhanglos, ohne Kraft und Sinn,
Als hätte Puppen man aus uns gemacht.
Der Klang der Welt, von Fernen hergebracht,
Wir hören ihn an uns vorüberziehen
Und irgendwo in Weiten sacht verglühn,
Und immer tiefer sinken wir im Schacht.
Hineingestellt in grosses Weltgeschehn,
Trägt uns der Nachen, unbekannt wohin.
Kaltblaue Sterne, die herniedersehn
Und über unsern irren Wegen ziehn
Verklären uns in tröstendem Verstehn
Und kreisen segnend über uns dahin.

³ S. o., Anm. 1.

⁴ Vgl. u. a. Gertrud Kolmar, in: FrRu XXXI/1979, S. 137 f.

Die Licht-Dunkel-Metaphorik, beinahe zwingend dieser Extremsituation der Autoren zugehörig, bestimmt auch das »Totengebet« *Georg Kafkas*, eines weitläufigen Verwandten von Franz Kafka. Der Verfasser, 1921 im böhmischen Teplitz-Schönau geboren, wurde 1942 nach Theresienstadt verschickt, wo dieses Gedicht entstanden ist, folgte jedoch im Frühling 1944 seiner Mutter freiwillig nach Auschwitz und starb Ende 1944 im Lager Schwarzhöhe. Die Schlussstrophen lauten:

Wir aber leben und dürfen nicht
Die Tage versäumen.
Wir tragen geduldig das schwere Gewicht
Zu deinen Träumen.
Oh Herr, die Lebenden kommen zu Dir.
Die wir geliebt, sind allein.
Wir finden sie nicht.
Du aber wirst die Erleuchtung sein.
Du Licht.

Andere Gedichte teilen visionäre Bilder mit. Man mag vielleicht heute solche Imaginationen als blosse Fluchtreaktionen bezeichnen; auf jeden Fall ist die Stärke der Vorstellungskraft, die Fähigkeit, über die Finsternis mit Szenen der Verklärung hinwegzutäuschen bzw. hinwegzuschreiben, erstaunlich. Ein Beispiel liefert der 1876 in Koblenz geborene *Richard Scheid*, der sich seinerzeit für die Völkerverständigung engagiert hatte, als Mitglied einer Widerstandsgruppe mehrere Jahre Dunkelhaft in Dachau erlitten und an diesem Ort auch das Gedicht »In Erwartung des Todes« geschrieben hatte (dessen Adressatin sich nicht schlüssig entdeckt):

O sprich zu mir, die mich so zart liebt,
o teures Bild, von dessen Hauch ich lebe –
o rufe mich, dass ich mit dir entschwebe,
wenn diese Erde jetzt in Nichts zersteibt.
Die ganze Schöpfung ist von dir entzückt,
ich sehe schon der Seraphim Erstaunen,
wenn unterm Donner der Gerichtsposaunen
sich Gottes Mund mit deinem Lächeln schmückt.

Ein weiteres Gedicht aus dieser Sammlung beschwört die Geliebte des Verfassers. Dieser, einer der führenden österreichischen Lyriker im Hofmannsthal-Kreis, war 1878 im böhmischen Kolin geboren worden: *Camill Hoffmann*. Er amtierte als Pressechef und Gesandtschaftsrat der Tschechoslowakei in Berlin bis 1938, war u. a. Mitarbeiter und Übersetzer Masaryks. Ende Oktober 1944 wurde der jüdische Schriftsteller in Auschwitz ermordet. Die Schlusszeilen lauten:

Heute Nacht, mein Herz vergass
Zu schlagen, du tratest ein
Mit wunden Händen, blass
Vom langen Einsamsein.
Geliebteste, mein Kind.
Sieh, wir wir elend sind.
Ich warf mich hin vor dir,
Beschämt von deinen Wunden.
Da warst du schon verschwunden
Durch die geheime Tür.

Das Bild der »geheimen Tür« ist mehr als poetische Evokation; es hat sich zum Sinnbild gesteigert, weil es jene Möglichkeit des kreativen Menschen offenbart, innerhalb eines grauenhaften Geschehens immer noch eine geringe Zone zu ermitteln, wo die Schöpfungs- und Verwandlungskraft der Fantasie aufleuchtet.

Unmögliches beschreiben – ein steter Widerspruch

Alle diese Gedichte haben zum vornherein ihre Legitimation durch das Leid erfahren, dessen Ausdruck sie gewor-

den sind. Und was in diesem ausserordentlichen Fall die literarische Kritik angeht, so sei auf ein Wort von *Karl Kraus* verwiesen: »Wer jetzt etwas zu sagen hat, der trete vor – und schweige.« – Etwas wäre jedoch zu bedenken: Von Unmenschlichkeit lässt sich kaum noch in Worten reden. Und doch ist hier geredet worden. »Die Unmenschlichkeit des Geschehens war seine Anonymität«, schreibt der Literaturwissenschaftler *Reinhard Baumgart* in seinen Essays »Literatur für Zeitgenossen« (Frankfurt 1966). »Vergasung, das bedeutete: Täter und Opfer stehen sich nicht mehr gegenüber. In dieser neuen, anonymen Situation versagen die letzten, die tief im Instinkt eingeübten Hemmungen. Deshalb und in diesem Sinne ist die neue Lage unmenschlich. Eine herkömmliche Literatur, eingerichtet nur für Individuen und ihre Konflikte, konnte sie nicht mehr beschreiben... Den äussersten Schrecken, so scheint es, halten nur noch die Dokumente...« Angesichts der KZ-Literatur, der KZ-Lyrik im besonderen, werden wir Nachgeborenen einem Paradox ausgesetzt: Man konnte all dies nicht in Worten beschreiben und *musste* es trotzdem tun. Musste es tatsächlich, denn es war dies eine der Möglichkeiten, dem Grauen zu trotzen, sich selbst mit einer letzten Erinnerung an menschliche Integrität in den Tod hinüberzuretten. Gleichzeitig halten manche Gedichte den Lebenden einen Spiegel vor, wie zu leben, wie zu sterben wäre: beeindruckend die Disziplin, der gesammelte Ernst, der diese Todgeweihten umgibt, die zum Teil eine von deutlichem Ethos geprägte jüdische Erziehung erfahren und die geistigen Wertvorstellungen ihres Milieus auch in dieser extremen Herausforderung bewahrt haben. Die Judaistin *Salcia Landmann* äusserte mir gegenüber in einem Gespräch, die Anhänger des Chassidismus, der mystisch geprägten Bewegung des Ostjudentums, seien die einzigen gewesen, die vor den Gaskammern nicht verzweifelt zusammengebrochen wären. Tatsächlich hat gerade die jüdische Erziehung im religiös geschlossenen Raum Osteuropas eine Grundwahrheit des Judentums an die erste Stelle gesetzt: die Einheit von Glaube und Tat, wie dies *Johannes Barta* in seiner Studie »Jüdische Familienerziehung« (Zürich 1974) nachweist. Und auch das unverrückbare Bewusstsein des jüdischen Volkes, *Am Segulla* – Eigentumsvolk – zu sein und damit als auserwähltes Volk auch die Leiden in grösserem Ausmass kennenzulernen, stärkte das Durchhaltevermögen und gab heilsame Perspektiven frei.

Reinhard Baumgart gibt weiter in seinem obigen Essay als Überlegung mit: »Haben sich die Gedichte *über* Auschwitz immer freihalten können von jener Schönheit, die das Unsägliche durch Kunstaufwand beredt macht, den Schrecken zur Ordnung ruft, einzirkelt und befriedet? Celans »Todesfuge« etwa und ihre Motive... bewies es nicht schon zuviel Genuss an Kunst, an der durch sie wieder »schön« gewordenen Verzweiflung?« Soll man also in dieser Aporie das Schweigen wählen, oder muss sich die Sprache in und nach diesem Zeitalter der »Endlösung« neu bilden? Wahrscheinlich liesse sich der Widerspruch auch dann nicht aufheben, wenn man versuchte, Unmenschlichem in neuer Form »gerecht zu werden« – was sich eben letztlich nicht einrichten lässt. Es bleibt nichts anderes, als den Widerspruch von Text zu Text im Auge zu behalten und ein Stück weit auszutragen.

Kaddisch der Überlebenden

Und es ist daran zu erinnern, dass die wohl sinnreichsten Gedichte über die Toten von Auschwitz und anderswo in einer bildermächtigen erhabenen Sprache zu uns gekommen sind und deswegen keineswegs die Erschütterung gemindert haben: *Nelly Sachs* hat sie als Überlebende ge-

schrieben, sich in ihrer Trauer fast dahingegeben und immer wieder auf die Fragen ihres Volkes eine Antwort gesucht: »Warum die schwarze Antwort des Hasses / auf dein Dasein, / Israel?⁵« Nicht umsonst taucht hier die Figur des Hiob auf, Antworten andeutend und Hoffnungen aufzeigend. An Hiob hat sich der jüdische Mensch immer wieder orientiert. Die Lyrikerin und Essayistin *Margarete Susman* schreibt in ihrem Werk »Das Buch Hiob und das Schicksal des jüdischen Volkes« (1948; Herder-Taschenbuch Nr. 318, 1968⁶):

»Vertrauen zum Leben ist immer wie das Vertrauen Hiobs im Hinblick der unbegriffenen Schöpfung Vertrauen zum *Wunder*. Es ist inmitten des furchtbar schwankenden Menschendaseins das stille, feste Dennoch, mit dem es Anker wirft im Bodenlosen. Das Vertrauen ist in der brennenden messianischen Ungeduld des Volkes die grosse messianische Geduld. Im Vertrauen wurzelt sein Wartenkönnen und Überstehen; das Wartenkönnen im nicht mehr Lebbar ist seine Begnadung durch das Leben selbst . . .«

Auch all die Gedichte *nach Auschwitz*⁷, wie z. B. jene der Nelly Sachs, der *Else Lasker-Schüler* oder *Paul Celans*, waren notwendig: nicht nur als Mahnmale, die das Gedächtnis für den Schrecken schärfen sollten. Sie waren in einem gewissen Sinn auch lebensrettend im nachhinein, denn sie erlösten all die namenlosen Toten in den Massengräbern und Gaskammern aus ihrer tödlichen Anonymität, verliehen ihnen ein geistiges Weiterleben im Gedächtnis der Nachwelt. Nelly Sachs hat Kaddisch gesprochen, das jüdische Totengebet der Waisen für die Eltern, indem sie mit ihren Gedichten »Grabschriften in die Luft« geschrieben hat⁸. Die deutsch-jüdische Lyrikerin *Hilde Domin* hat

⁵ *Nelly Sachs*, in: »Sternverdunkelung«. Gedichte. Amsterdam 1949, Fischer-Queridon Verlag, N. V. S. 57.

⁶ Vgl. dazu in FrRu XX/1968, S. 125.

⁷ Vgl. dazu das Buch von *Barbara Just-Dahlmann*: Der Schöpfer der Welt wird es wohl erlauben müssen. Jüdische Dichtung nach Auschwitz. Radius-Verlag, Stuttgart 1980.

⁸ *Nelly Sachs*: »In den Wohnungen des Todes«, Berlin 1947, Aufbau Verlag, S. 47–55.

(Anmerkungen 1, 1a, 3–6, 8 d. Red. d. FrRu).

dies in einem »Offenen Brief an Nelly Sachs« zu deren 75. Geburtstag 1966 ausgesprochen:

»Als ich Deine Gedichte las . . ., da hast Du meine Toten bestattet, all diese fremden furchtbaren Toten, die mir ins Zimmer kamen . . . Ich sehe kein zweites Werk, das diese Toten, diese so besonders unglücklichen Toten unter den vielen schlecht gestorbenen, der Erinnerung der Menschheit einfügt wie das Deine. Das müssen wir alle Dir danken: wir, die Überlebenden. Wir, die verschont wurden als Opfer, und in gleicher Weise die, die überlebt haben auf der Seite der Mitschuldigen. Und die junge Generation, die diese ganze Last erben muss und für die Du sie leichter gemacht hast . . . Deine Dichtung erhält das Unheil lebendig, denn Du bist die Stimme dieser unseligen Toten. Und zugleich erlöst Du von dem Unheil. Wie die Dichter von jeher und für die Zeiten den Schrecken und zugleich die Katharsis des Schreckens mit sich brachten . . .«

Nicht nur all diese hier zitierten Gedichte aus einer Zeit, wo der Tod »ein Meister aus Deutschland« gewesen ist (Paul Celan), sind in der denkbar unmittelbarsten Weise sub specie mortis entstanden. Es wären auch all die literarischen Zeugnisse aus den Lagern der Gegenwart in Ost und West zu berücksichtigen. Lyrik, in dieser Grenzzone zwischen Leben und Tod notiert, fordert zu einem neuen Verständnis von Poesie überhaupt auf. Nicht Unverbindlichkeit ist ihr Kennzeichen, nicht das schöne Wortkleid allein, nicht die virtuose Verwendung von Klang und Rhythmus. Viel eher das, was eine leidenschaftliche und sehr bewusste Autorin wie *Annette von Droste-Hülshoff* lange zuvor formuliert hat und was schon immer überzeugender Lyrik eigen gewesen ist: » . . . Und alles, was ich geschrieben: / Das ist kein Hauch und ist keine Luft, / Und ist kein Zucken der Finger, / Das ist meines Herzens flammendes Blut, / Das dringt hervor durch tausend Tore.« Eine solche Lyrik ist auch *nach Auschwitz* möglich, ja sogar heil-sam.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern

11 Benedicta Maria Kempner – zum Gedenken (1904–1982)

Nach kurzer schwerer Krankheit hat am 4. Mai 1982 vor Vollendung ihres 78sten Lebensjahres der Herrgott zu sich berufen unsere geliebte

Benedicta Maria Ruth Kempner

Autorin der Bücher:

»Priester vor Hitlers Tribunalen«

»Nonnen unter dem Hakenkreuz«

Auf Anregung von Augustin Kardinal Bea kämpfte sie zwei Jahrzehnte, um das Andenken an die von der NS-Justiz umgebrachten Geistlichen und der 400 vom NS-Regime vernichteten Nonnen wachzurütteln. Sie ist Trägerin hoher Auszeichnungen.

Robert M. W. Kempner
für die Familie
und Freunde in aller Welt

Die Verstorbene hätte sich über Spenden an die Priorin Gemma, Karmel Heilig Blut, D-8060 Dachau-Ost, statt zugedachter Blumen-spenden gefreut.

Diese Traueranzeige und die nachstehend angegebenen Lebensdaten beinhalten ein in besonderer Weise erfülltes Leben. Es verpflichtet in vielfältiger Weise zur Dankbarkeit.

Wir trauern um Benedicta Maria Kempner und bewahren sie in tiefer Dankbarkeit im Gedenken für ihr Sein, für ihr Wirken und die beiden von ihr geschaffenen Bücher¹, Dokumente mit den in dieser Art darin aufgezeichneten Lebensbildern, die Zeichen setzen und beispielgebend sind.

Einige Lebensdaten von Benedicta Maria Kempner:

. . . Benedicta Maria Kempner ist auf einer Europareise in Stockholm verstorben. Sie ist durch ihre beiden oben genannten Standardwerke »Priester vor Hitlers Tribunalen« (1966) und »Nonnen unter dem Hakenkreuz« (1979) bekannt geworden, durch die das Märtyrerschicksal der von der NS-Justiz ermordeten 120 Geistlichen und der vom NS-Regime vernichteten 400 Nonnen geschildert wird. Kardinal Augustin Bea schrieb das Vorwort zu dieser Dokumentation. Die Päpste Pius XII., Paul VI. und Johannes Paul II. wiesen in persönlichen Audienzen Benedicta Maria Kempner auf die Notwendigkeit ihrer Arbeit für das Andenken der Verfolgten hin.

Die Verstorbene, die aus Württemberg stammte, bildete

¹ »Priester vor Hitlers Tribunalen«, mit einem Geleitwort von Kardinal Bea, München, 496 Seiten, s. in: FrRu XVIII/1966, S. 145 f. – »Nonnen unter dem Hakenkreuz« Leiden, Heldentum, Tod: Mit einem Vorwort von Kardinal Bea, Würzburg, 241 Seiten, s. in: FrRu XXXI/1979, S. 152 f.